

Christliche Theosophie

GERHARD WEHR: **Theo-Sophia. Christlich-abendländische Theosophie – eine vergessene Unterströmung.** Die Graue Edition. Zug/Schweiz 2007. 332 Seiten. EUR 24.

Von Gerhard Wehr, Autor mit protestantischer Herkunft und anthroposophischer Neigung (*Jakob Böhme, Europäische Mystik, Die deutsche Mystik, Lexikon der Spiritualität, Gnosis, Gral und Rosenkreuz*, Arbeiten zu C. G. Jung und R. Steiner) ist in der Schweizer *Grauen Edition* ein beachtlicher Titel erschienen, der geeignet sein dürfte, dem Begriff »Theosophie« zu einer neuen, adäquaten Bedeutung zu verhelfen – *Theo-Sophia. Christlich-abendländische Theosophie – eine vergessene Unterströmung.*

In der für Wehr kennzeichnenden klaren Diktion entfaltet sich in dem Band ein breit angelegtes Panorama der europäischen Geistesgeschichte, das jene Aspekte in sich vereinigt, die die vermeintliche »Hauptströmung« kontrastieren. Denn sie nehmen nicht von der empirischen materiellen Wirklichkeit ihren Ausgang, wie es seit der Neuzeit vorherrschend ist, sondern von inneren, religiösen, spirituellen Erfahrungen, welche der, dem solches widerfährt, als Offenbarungen der Theo-Sophia als der göttlichen Weisheit (oder auch: der Weisheit Gottes) ausmachen wird. Wehr spricht bewusst von einer »Unterströmung«, sieht in der christlichen Theosophie aber zugleich das notwendige Korrektiv, der schieren Diesseitigkeit der Moderne gegenüber. Er meint somit im eigentlichen Sinn eine Strömung, die dem allgemeinen Gang der Geschichte immer aufs Neue das Elixier spiritueller Lebendigkeit einzuflößen berufen ist.

Durch die Darstellung einer bedeutenden Anzahl von Repräsentanten der europäischen Theosophie zieht sich als Thema mit Variationen das Problem hin, wie der einzelne, von der Theo-Sophia Berührte, sein hiesiges Menschsein mit dem unsichtbaren, göttlichen Quell seiner Erfahrung vermitteln kann. Das Gottheit und Menschheit versöhnende und verbindende Weisheitselement selbst – die Sophia – stellt sich ihm hierzu zur Seite. Die Weis-

heit als Ausdruck der innergöttlichen Fülle und zugleich als sich gewährendes menschliches Vermögen ist es denn auch, was aus dem Mystiker den Theosophen macht. Solche geistige Konstellation wird in der konkreten Biographie des jeweiligen Vertreters der theosophischen Unterströmung zu den existentiellen Spannungen und Herausforderungen, denen er sich – oftmals bewusst und gewollt – aussetzt. Die Verfolgungen, die der Görlitzer Schuster Jakob Böhme zu erleiden hat, sind dafür exemplarisch.

Überhaupt bildet in Gerhard Wehrs Konzeption der christlich-abendländischen Theosophie Jakob Böhme das wirksame Zentrum ihres verborgenen Lebens – nicht allein zu seinen Lebzeiten, sondern auch als Orientierungspol alles Vorherigen und all dessen, was sich später entfalten sollte. An Böhme und seinem beachtlichen, nicht eben leicht verdaulichen Werk, zeigt sich nämlich besonders stark ausgeprägt, wie er immer darum ringt, das innerlich Erfahrene in die Form zu übertragen, die es mitteilbar und sozial vermittelbar macht – die Sprache. Vorbereitungen dessen, was in Jakob Böhme zu Tage bricht, erkennt Wehr im ausklingenden Mittelalter und in der Renaissance in der Rezeption spätantiken Weisheitsgutes, wie sie sich beispielsweise in der platonischen Akademie von Florenz unter Ficino und della Mirandola ereignet. Es sind die Elemente der hermetischen Tradition und des alchymischen Verwandlungsgeheimnisses – die Erdenwelt und den Menschen gleichermaßen betreffend – sowie die Früchte der Berührungen von christlichem Weisheitsstreben mit der hebräischen Überlieferung von dem Abglanz Gottes, als der so genannten christlichen Kabbala, die Wehr hier hervorhebt. Paracelsus für die Seite des Chymischen und Johannes Reuchlin für die christliche Kabbala seien auswahlweise genannt.

Indem an der abendländischen Theosophie der beginnenden Neuzeit als charakteristisch zu bemerken ist, dass es nicht um weltabgewandte Innerlichkeit, sondern auch um ein neues kraftvolles Ergreifen der ganzen Schöpfung geht – von innen her, aus der göttlichen Inspi-

ration heraus – wird bei der Lektüre Wehrs verständlich, dass jene früheren Theosophen vornehmlich aus dem Umfeld des Protestantismus hervorgingen. Luthers und Calvins Reformation sollte beispielsweise von den Rosenkreuzern um Johann Valentin Andreaë fortgeführt werden zu einer »Generalreformation der ganzen weiten Welt«. Deswegen erscheint es auch als stimmig, wenn Wehr das Verhältnis von protestantischer Konfessionalität und theosophischer Erfahrung in immer neuer Beleuchtung untersucht.

Breiten Raum nehmen selbstverständlich die spirituelle Erfahrung des Görlitzer Schusters, die Eckdaten seiner Biographie wie auch seine Ausstrahlung in den engeren und fernerer Freundes- und Schülerumkreis ein. Die geistige Größenordnung Jakob Böhmes erscheint in dieser vielfältigen Wirkung wie widergespiegelt – es passieren Revue von Franckenberg, Silesius, Gichtel und Arnold. Wehr zeigt, wie Böhmes Wirkung nicht auf Mitteleuropa begrenzt bleibt, sondern insbesondere auch die Niederlande und England – in den dortigen Philadelphen – erfasst. Als Parallelerscheinung von innerlich verwandter Art wird von Wehr das besagte Rosenkreuzertum geschildert, das kurz vor dem Dreißigjährigen Krieg in den berühmten Schriften Johann Valentin Andreaës kulminiert.

Das 18. Jahrhundert lässt Gestalten wie Emanuel Swedenborg mit seinem – naturkundlich gestützten – Geistsehtum und Friedrich Christoph Oetinger hervortreten – Letzterer wiederum exemplarisch in seinem Bemühen, spirituelle Wahrheiten des Christentums und alchymische sowie kabbalistische Erfahrung und Weisheit zu integrieren. Mit der Gestalt dieses »schwäbischen Theosophen«, den später Rudolf Steiner »einen der größten Geister der Menschheit« nennt, ist in der Zeit der »Gold- und Rosenkreuzer«, aber auch Goethes und Schillers eine Wende verbunden, die die im Kontext der christlichen Theosophie sehr bedeutsame Romantik vorbereitet. Neben Oetinger ist allerdings auch noch der Franzose Louis-Claude de Saint-Martin zu nennen. Beide verdanken Wesentliches ihren Böhme-Studien, und beide sollen bei der Geburt der Romantik Pate stehen.

So wird die Rätselgestalt des jung verstorbenen

Friedrich von Hardenberg – Novalis – und seine Sophia-Berührung in neuer Perspektive, nämlich von dem Hintergrund der mitteleuropäischen Theosophie her, verstehbar. Was keinesfalls zu nehmen ist im Sinne simpler Derivation (Hermann Hesse: »Hinterlassen hat er das wunderbarste und geheimnisvollste Werk, das die deutsche Geistesgeschichte kennt«). Vielmehr gelingt es Wehr stets, die Originalität der theosophischen Erfahrung herauszustellen – auch und gerade in Hinsicht auf das große verbindende Gewebe der Bewegung als ganzer und so auch bei Novalis. Romantik und früher Idealismus mit Fichte, Schlegel, Schelling, von Baader bilden in dieser Darstellung eine Ideenwelt, einen Kosmos theosophischer Bemühung aus, wie sie in Ergänzung zur schulwissenschaftlichen Geschichte der Philosophie tiefer und strahlender als bisher gedacht werden sollten. Der geistesgeschichtliche Bogen wird weiter verfolgt über die russische Sophiologie, vor allem Solowjews, die Ausnahmeerscheinung der Helena Petrowna Blawatsky und die Anthroposophie Rudolf Steiners. Aus der Betrachtung insgesamt ergibt sich mit Blick auf die »Theosophie« Blawatzkys, dass hier der Name einer genuin europäischen Strömung fast weisensfremd verwendet wird, auch wenn durch sie paradoxer Weise der Terminus »Theosophie« vor allem Eingang in die Sprache des 20. und 21. Jahrhunderts findet. Rudolf Steiner, der zwar in einer begrenzten Phase seines Wirkens an jene »anglo-indische Theosophie« anknüpft, und seine Anthroposophie werden von Wehr hingegen gerade mit Blick auf seine Verbindung zu der jahrhundertealten europäischen Theosophie behandelt.

Vor dem Hintergrund des bis in die jüngste Zeit mühlenartig wiederholten Vorwurfs des Plagiats, den man Steiner macht, erscheint es als geboten, Wehr diesbezüglich zu Wort kommen zu lassen, wenn er nach Beibringung sprechender Belege resümiert: »Die bis heute kolportierte Unterstellung derer, die die Steinersche Anthroposophie als bloße Fortsetzung der anglo-indischen Theosophie ansehen, ist [...] entkräftet. Nur sollte man endlich einmal Belege wie diese [beigebrachten] zur Kenntnis

nehmen!« (200) – Gerhard Wehr zeigt auf, dass es Steiner tatsächlich um ein Anknüpfen an die besagte europäische Tradition zu tun ist, allerdings nicht in buchstäblicher Art, sondern im Aufgreifen dessen, was essentiell in den Bestrebungen der europäischen Theosophen seit eh und je gelegen ist. Steiner: »Dennoch, es ist von ungeheurer großer Bedeutung, sich jene Sprache anzueignen, die eigentlich heute nicht mehr gesprochen wird, die aber noch nicht zu Ende gesprochen ist bei Saint-Martin, bei Oettinger oder in älteren Zeiten bei Paracelsus, bei Jakob Böhme.« (nach Wehr, 202)

Neben der lebendigen Fortsetzung der von ihm untersuchten »Unterströmung« in der Anthroposophie misst Gerhard Wehr insbesondere auch der russischen Sophiologie besondere Bedeutung bei, deren Umfeld er im Anhang einen beigefügten Exkurs widmet.

Nach dem bereits in der Einleitung erfolgenden Verweis auf den Völkerapostel Paulus als prototypischen christlichen Theosophen hätte – dies als Anmerkung – der Verfasser der Untersuchung des ersten christlichen Jahrtausends mehr Aufmerksamkeit zuwenden können. Sind nicht Vorläufer einer echten, christlich-europäischen Theosophie in Gestalten wie Origenes, Dionysius Areopagita, Maximus Confessor und Johannes Scotus Eriugena auszumachen? Und welche Stellung nimmt der bedeutende Theologe und Philosoph Nikolaus von Kues (bzw. die *Theologia negativa* überhaupt) in der Vermittlung zwischen solchem möglichen Vorläuferum und der neuzeitlichen Sophia-Berührung ein?

Die Arbeit, wie sie vorliegt, ist von den verwendeten Quellen her gründlich belegt und erscheint im Ganzen in sehr ansprechender Form als Buch. Ihr Inhalt ist bedeutend, da sie in großem Wurf eine Strömung abendländischer Spiritualität behandelt, die sonst oftmals nur in einzelnen ihrer Facetten begegnet. Um so mehr wäre ihr größere Sorgfalt in der Erstellung der Endfassung seitens des Verlegers zu wünschen gewesen. Manche textlichen Ungereimtheiten hätten bei ordentlichem Lektorat vermieden werden können. Doch sollte sich durch diesen Umstand niemand von der Lektüre des Buches abhalten lassen.

Klaus J. Bracker

Unendlichkeit Gottes

CHRISTIAN TAPP: **Kardinalität und Kardinale. Wissenschaftstheoretische Aufarbeitung der Korrespondenz zwischen Georg Cantor und katholischen Theologen seiner Zeit.** Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2005, 697 Seiten, 70 EUR.

Georg Cantor (1845–1918) hat durch seine eigenständige Begründung der Mengenlehre mit der Theorie der transfiniten Ordinalzahlen (über endliche Zahlen hinausgehende »Zählzahlen«), der Unterscheidung verschieden mächtiger unendlicher Mengen (Kardinalzahlen oder unendliche »Anzahlen«) und der Untersuchung von komplizierten Teilmengen der reellen Zahlen einen festen Platz in der Mathematikgeschichte. Dass er sich auch intensiv mit der philosophischen Begründung der Unendlichkeit im Allgemeinen und der mathematischen Unendlichkeit im Besonderen auseinandergesetzt hat, ist schon weniger bekannt. Er tat dies einerseits als umfassend gebildeter Zeitgenosse und Vertreter der Einheit des Denkens, dem die philosophische Dimension seiner rein mathematischen Forschungen ein zentrales Anliegen war. Andererseits ging er auch philosophisch-historischen Studien nach zum Auffinden von Argumenten zur Verteidigung und Rechtfertigung seiner Auffassung der Unendlichkeit in einem aktuellen Sinne. Für Cantor war die Unterscheidung verschiedener Arten von Unendlichkeiten keine bloße »façon de parler«, sondern ein Akt des menschlichen Geistes, dem eine eigenständige Bedeutung zukommt, und dem er gerade mit seiner mathematischen Theorie verschiedener Unendlichkeitsstufen ein leuchtendes Denkmal setzen konnte. Im Vordergrund stand dabei die Unterscheidung der absoluten aktuellen Unendlichkeit Gottes von den transfiniten Unendlichkeiten der abstrakten Zahlen sowie von den transfiniten Unendlichkeiten in der Welt der konkreten Dinge.

Noch weniger bekannt ist Cantors weitgreifende Korrespondenz mit Theologen seiner Zeit, in denen er fast die einzigen Gesprächspartner fand, welche das Problem der aktuellen Unend-

lichkeit philosophisch oder theologisch noch ernst nahmen. Und zwar waren dies nicht irgendwelche Theologen, sondern in den meisten Fällen Neuscholastiker aus dem Kreis katholischer Ordenspriester (Jesuiten, Dominikaner, Franziskaner) und Weltpriester. Darunter befand sich allerdings nur ein einziger Kardinal, was den originellen Titel des Buches nicht ganz rechtfertigt. Dies steht jedoch in einem feinen Spannungsverhältnis zur Seriosität dieser Arbeit: Sie erfüllt sowohl editionstechnisch als auch sachlich höchste Ansprüche.

Leider ist vom Nachlass Cantors kriegsbedingt nur wenig übrig geblieben. Viele seiner Originalbriefe sind verloren oder verschollen, empfangene Briefe sind vernichtet worden. Glücklicherweise hat Cantor von allen versendeten Briefen eine Kopie erstellt in etwa 20 Briefbüchern, von denen jedoch nur drei nachweisbar (und außerdem unvollständig) sind. Der Autor hat durch aufwändige Recherchen einige Briefe Cantors an Theologen in deren Nachlässen auffinden können. Zusammen mit den Kopien in den Briefbüchern ergaben sich daraus 95 Briefe, von denen nur 25 bereits andernorts vollständig publiziert worden sind.

Die Arbeit besteht aus zwei Teilen. In einem Editionsteil werden die genannten Briefe gemäß aller vorhandenen Quellen ediert, kommentiert und der sachliche und biographische Zusammenhang der Briefschreiber und -empfänger erläutert. Dieser Teil nimmt etwa 2/3 des Buches ein. Im systematischen Teil wird für ein allgemeines Lesepublikum die Bedeutung von Cantor in der Mathematikgeschichte erläutert, seine Diskussion der Mengenlehre mit Theologen besprochen, seine philosophischen Begründungen der Mengenlehre ausführlich dargelegt, die biographischen Elemente aus den Theologenbriefen herausgeschält, sowie Cantors Verhältnis zur Religion und Theologie erläutert. Daraus ergibt sich ein reichhaltiges Bild dieser wichtigen Persönlichkeit, das sich nicht nur an seinen mathematischen Leistungen und seiner Universitätskarriere orientiert, sondern auch etwas vom Menschen und seinem vielschichtigen Ringen, seinem Humor, seinen Freuden und Leiden, durchspüren lässt.

Cantor hat seine mathematische Akribie und Sorgfalt auch in seine philosophischen und philosophisch-theologischen Studien hineingetragen. Dies hat ihm ebenso wie seine originellen Studien zur Mengenlehre nicht nur Freunde gemacht. Er stand mit vielen seiner Forschungen in Fachkreisen ziemlich alleine da. Diese Briefe zeugen von seinen Versuchen, diese Einsamkeit durch fachübergreifende sachlich orientierte Gespräche mit kompetenten Menschen außerhalb der gewohnten akademischen Kreise zu überwinden.

Renatus Ziegler

Soldat, Nihilist, Idealist

HEIMO SCHWILK: **Ernst Jünger – Ein Jahrhundertleben.** Piper Verlag, München 2007, 560 Seiten, 24,90 EUR.

HELMUTH KIESEL: **Ernst Jünger. Die Biographie.** Siedler Verlag, München 2007, 720 Seiten, 24,95 EUR.

Er war Soldat, Dichter, Philosoph, Anarchist, Entomologe (Insektenkundler), umfassender Gelehrter. Ernst Jünger, geboren im Jahr 1895, gestorben 1998. Sein Leben umfasste fast das ganze 20. Jahrhundert, welches er so intensiv durchlebte wie kaum ein anderer, zu welchem er aber auch eine Distanz hatte wie wenige. Diesem Leben sind zwei in der zweiten Jahreshälfte 2007 erschienene umfangreiche Biographien gewidmet.

Der Heidelberger Germanist Kiesel konzentriert sich vornehmlich auf das literarische Werk Jüngers, das er an ausgewählten Beispielen ausführlich interpretiert und in seinen historischen Entstehungskontext einordnet. Seine Stärke besteht darin, zu zeigen, wie insbesondere das Frühwerk Jüngers mitnichten eine extremistische Ausnahmehaltung einnahm, sondern im Vergleich mit zeitgenössischen Erscheinungen durchaus in vielen Aspekten gängigen Denk- und Ausdrucksformen entsprach. Große Teile der Biographie sind immanenten Textanalysen gewidmet, die durch ihre kenntnisreiche Einbettung dem heutigen Leser eine reiche Fülle an Informationen und Einsichten liefern, die

er sich schwerlich selbst aneignen könnte. Hier schreibt ein Germanist ersten Ranges, der es versteht, Textentstehungsprozesse und Kontextualisierungen, auch geschichtliche Vorgänge, sachlich und kompetent darzustellen. Statt von einer Biographie müsste man allerdings eher von einer Werksbiographie sprechen.

Heimo Schwillk, Publizist und vormalig persönlich mit Ernst Jünger bekannt, geht das Leben dieser faszinierenden Persönlichkeit ganz anders an. Hier verschwinden nicht entscheidende Lebens- und Interessensgebiete hinter selektierten Buchpublikationen. Auch Schwillk ist ein exzellenter Kenner von Jüngers Werk; ein Werk, das er nicht nur in literarischen Publikationen, sondern in der gesamten Entwicklung einer Persönlichkeit sucht, die in ihrem Werk Spuren hinterlässt. Man begegnet hier nicht nur dem Intellektuellen, dem Dichter und Philosophen, man begegnet dem Käfersammler, dem sinnlichen Naturforscher, dem in der geduldigen Betrachtung des Details eine ganze Welt aufgeht; dem Mystiker, Platoniker und dem einsamen Waldgänger Jünger, der sein Leben mit einer geistigen Autonomie zu führen wusste, wie man es nur von wenigen Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts sagen kann. Dabei offenbart sich die Entwicklungsgeschichte einer Individualität, für die vom Erlebnis des Ersten Weltkrieges an das Thema der Schwelle, bei ihm heißt das »Grenze«, zum existentiellen Lebensthema wurde; die den Nihilismus bis zur Neige durchlebt hat und die Versuchungen des Idealismus nur zu gut kannte. Und doch steht am Ende der Eindruck einer Persönlichkeit der größten inneren Freiheit, verfügend über eine geistige Kraft der Anarchie, die sich wie ein Instinkt durch das spirituelle Suchen Jüngers zieht. Das ist eine Biographie.

Lydia Fechner

Kontemplative Trinkung

ERNST JÜNGER/ STEFAN ANDRES: **Briefwechsel 1937-1970**. Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Günther Nicolin. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2007, 184 Seiten, 21,50 EUR.

Mit dem vorliegenden Bändchen erscheint eine weitere Dokumentation von Briefwechseln bedeutender Persönlichkeiten mit Ernst Jünger. Neben Annäherungen an die jeweiligen Autoren erlauben diese Briefe auch erstaunliche Einsichten in widersprüchliche Stimmungen schwieriger Jahre wie jene der 1930er Jahre oder auch der unmittelbaren Nachkriegszeit. Die bisher erschlossenen Briefwechsel Ernst Jüngers mit Carl Schmitt, Rudolf Schlichter, Gerhard Nebel, Friedrich Hielscher oder Gottfried Benn unterscheiden sich von jenem mit Stefan Andres um eine scheinbar unbedeutende Tatsache: Über allen Jahrzehnten, in denen es auch Phasen des Schweigens gab, lag nie der Hauch einer Verstimmung oder eines Konflikts.

Stefan Andres (1906-1970) und Ernst Jünger (1895-1998) verband bei aller Verschiedenheit, über die sie sich von Beginn ihres Briefwechsels an bewusst waren, etwas, was Stefan Andres das »menschlich Einigende« nannte. Dies schrieb Stefan Andres an Ernst Jünger gegen Ende der 1930er bereits aus Positano, wohin er mit seiner Familie aus Deutschland ausgewichen war. Jünger hatte offenbar Emigranten und Exilanten im Blick, wenn er schreibt: »Die Wirkung unserer Zeit erinnert mich oft an zentrifugale Vorgänge, insofern ich beobachte, wie die Partikel von höherem spezifischen(!) Gewicht nach außen gedrängt werden.«

Dass man sich angesichts eines herrschenden Zensur-, Spitzel- und Denunziantenwesens vorsichtig ausdrücken musste, war beiden Autoren sehr wohl bekannt. Andres hatte in seinem Wegzug nach Italien nicht nur neue Chancen für sich und sein Schreiben, sondern auch Sicherheit für seine Frau gesucht, die als Halbjüdin in Deutschland besonders gefährdet war. Die 1930er Jahre, von der Machtübernahme der Nationalsozialisten bis zum Wegzug

nach Positano, waren für das Ehepaar Andres und ihre beiden Töchter von massiven existenziellen Schwierigkeiten gekennzeichnet. Es war die Lektüre von Ernst Jüngers »Das Abenteuerliche Herz« und »Blätter und Steine«, die in dieser Situation der Verlorenheit Stefan Andres einen unverhofften Ausweg andeuten. Andres spricht von einer »Begegnung im Buch«, die ihn ermutigte, den damals bereits etablierten und prominenten Ernst Jünger persönlich anzuschreiben. Umso größer war die Überraschung und Freude, als Jünger noch im selben Monat antwortete. In seiner knappen, aber gehaltvollen Erwiderung deutet Jünger unter anderem einen Themenkomplex an, der sich auch Jahrzehnte später wiederfindet – der »allgemeine Verfall, in dem sich die Sprache befindet«.

Der Briefverkehr setzt aus nahe liegenden Gründen während des Krieges aus und wird 1947 von Stefan Andres wieder aufgenommen. Jünger greift die Anregung auf und schlägt angesichts beigelegter Textproben von Stefan Andres »nähere Ergründung bei kontemplativer Trinkung« vor. Bereits vor dem Krieg hatte Andres Jünger nach Positano eingeladen und über Jahre hinweg werden diesbezüglich immer wieder Pläne geschmiedet. Es kommt aber zu keiner Verwirklichung, da es Jünger zutiefst widerstrebt, bei den Besatzungsmächten als Bittsteller in Visaangelegenheiten aufzutreten. Eine erste Begegnung findet erst 1948 in Jüngers damaligem Wohnsitz in Kirchhorst statt! Aber auch Andres hat Probleme mit der amerikanischen Militärverwaltung. Es sind jene unmittelbaren Nachkriegsjahre, in denen Ernst Jünger seine Bücher in der Schweiz, aber nicht in der britischen Besatzungszone veröffentlichen darf. Und es sind jene Jahre, in denen Stefan Andres kraft seiner Autorität als bedrohter Schriftsteller im Nazideutschland der Tagung des internationalen PEN Clubs 1947 seine leidenschaftliche Verteidigung Ernst Jüngers vorträgt. Darin begründet Andres, warum Jüngers »Widerstand gegen Anarchie und Antihumanismus für die Deutschen erkenntnismäßig wertvoller und in sittlicher Hinsicht so viel imponierender (ist) als die Entrüstung so vieler Emigranten, die

erst redeten, als sie in Sicherheit waren«. Diesen Beitrag, sowie Stefan Andres polemische Anmerkungen über den tabuisierten Ernst Jünger im Nachkriegsdeutschland unter dem Titel »Eine halblaute Frage« sandte Dorothee Andres 1972 Ernst Jünger zu, als sie den Nachlass ihres verstorbenen Mannes ordnete. Dass beide Texte im Anhang dieses Briefbandes abgedruckt sind, unterstreicht die sorgfältig aufbereitete Ausgabe! In den 1960er Jahren nimmt der gedankliche Austausch zwischen Jünger und Andres wieder zu. Ernst Jüngers intensive Reisebewegungen führten ihn wiederholt auch nach Italien, wo sich die Familie Andres seit 1961 endgültig niedergelassen hatte. Man teilte sich Reiseziele mit und sprach über kulturelle Begebenheiten. Stefan Andres schätzte Ernst Jüngers Urteile wie seine Fähigkeit zu genauester Beobachtung. Nie hatte Jünger »national« mit »Niedertracht« verwechselt!

Ernst Jünger wiederum erkannte die Souveränität der Künstlerpersönlichkeit von Stefan Andres, den er in seinem Kondolenzschreiben an die Witwe zu seinen »alten Freunden« zählt.

Volker Strebler

Die offene Frage nach der Wahrheit oder der Wahnsinn der Freiheit

GERHARD SCHULZ: **Kleist. Eine Biographie**. Verlag C. H. Beck, München, 2007, 601 Seiten, 26,90 EUR.

JENS BISKY: **Kleist. Eine Biographie**. Rowohlt Verlag, Berlin, 2007, 528 Seiten, 22,90 EUR.

Biographien bedeutender Menschen erscheinen nicht selten zu den Jahrestagen von Geburt und Tod. Heinrich von Kleist wurde im Jahr 1777 geboren – das lag 2007 genau 230 Jahre zurück; gestorben ist er 1811, vor bald zwei Jahrhunderten: Anlass für gleich mehrere Wissenschaftler und Journalisten, sich dem Leben des Dichters in umfangreichen Biographien zu nähern? Tiefgründiger ist wohl die Annahme, dass das, was als das Moderne in Kleists Leben und Werk

gilt, das unauflöslich Widersprüchliche, sinnlos Tragische und rettungslos Verzweifelte, so unterschiedliche Autoren wie beispielsweise den emeritierten Literaturprofessor Gerhard Schulz und den Journalisten Jens Bisky veranlasst hat, sich trotz unverändert schlechter Quellenlage mit dem Dichter zu beschäftigen. Sensationelle neue Erkenntnisse über Kleist haben beide nicht zu bieten; aber interessante Details und eine veränderte Perspektive bringen dem Leser zeitgemäß das Leben und tragische Sterben des Dichters in unruhiger Zeit nahe.

Der renommierte Literaturwissenschaftler **Gerhard Schulz**, profunder Kenner von Klassik und Romantik, versucht eine einfühlsame Annäherung an Leben und Werk Kleists, ohne den schmalen Pfad der verbürgten Tatsachen zu verlassen. So folgt der Leser ihm vertrauensvoll über viele hundert Seiten kulturgeschichtlicher Darstellung, um gegen Ende doch von der Dramatik dieses Lebens mitgerissen zu werden, denn es sind die letzten Jahre. Kleist wurde nur 34 Jahre alt, in denen sich sein Leben buchstäblich verdichtet, da Schlag auf Schlag seine Dramen und Erzählungen erscheinen, sein Existenzkampf sich ebenso zuspitzt wie die politische Lage im von Napoleon besiegtten Preußen und ein Ausweg aus der finanziellen und infolge dessen auch sozialen Misere dem Dichter nicht mehr offen zu stehen schien, sodass er sich und Henriette Vogel, der Gefährtin im Sterben, im Jahr 1811 den Tod gab.

Obwohl Schulz also den Spekulationen über das Unerklärliche und Geheimnisvolle in Kleists Leben eine Absage erteilt, wie beispielsweise allen Deutungsversuchen der Würzburger Reise des Dichters, die dieser im Jahr 1800 mit seinem Freund Brockes unternahm und deren gravierende Bedeutung Kleist in den Briefen an seine Verlobte Wilhelmine von Zenge ebenso herausstellt, wie er zugleich Ziel und Zweck der Reise in dunklen Andeutungen verbirgt, so gelingt es dem Forscher doch, eigene Akzente zu setzen.

Wie wurde Kleist zum Dichter? Er wurde es spät, auf Umwegen, so scheint es. Er wurde es unbewusst schon sehr früh, vermerkt Schulz, indem er die Briefe Heinrich von Kleists zum

dichterischen Beginn erklärt, denn: In ihnen überlässt sich der Schreiber der suggestiven Kraft der Sprache. Kleists Briefe sind demzufolge weniger Dokumentation der Lebenswelt als Ausdruck der Phantasie und Sprachkunst ihres Verfassers. Am Anfang steht die Beschreibung einer Landschaft. Überwältigend die Schilderung des Eindrucks, den das Rheintal auf Kleist machte, als er 16-jährig (?) – schon hier scheinen die Zeitangaben der Briefe fragwürdig – an der Belagerung von Mainz, das sich auf die Seite des revolutionären Frankreich gestellt hatte, teilnahm. Die Hochzeit von Himmel und Erde, ein Topos der Poesie, habe als Urerlebnis in Kleist Gestalt angenommen, so Schulz. Und durch das Schreiben von Briefen schreibe sich der Dichter nun kontinuierlich in seinen Beruf hinein.

Er, der so viele Pläne im Leben machte und diese auch mit Vehemenz verkündete, habe den Schritt zum Dichtertum nie zweckbewusst proklamiert, sei diesem lange regelrecht ausgewichen, bis er sich den in ihm drängenden Kräften nicht länger verschließen konnte: Er wird Soldat und verlässt gegen die Familientradition diesen Stand; er studiert und bricht nach drei Semestern seinen Bildungsweg ab; er sucht eine Anstellung in der Verwaltung des preußischen Staates und entzieht sich der Verantwortung eines Amtes. Er will Landwirt in der Schweiz werden, gibt den Gedanken auf angesichts der politischen Unruhen. Bis er schließlich 1802 mit dem Drama *Die Familie Schroffenstein* erfolgreich debütiert.

Parallel zur dichterischen vollzieht sich die menschliche Entwicklung Kleists. Der Junge, der kurz nacheinander Vater und Mutter verlor, dem wenig Liebe und Wärme zuteil wurde und der früh von den zahlreichen Selbstmorden unter seinen Kameraden Kenntnis erhält, suchte Halt im Leben und fand ihn in einem Lebensplan, der ihm das Glück garantieren soll, ein Glück, das auf der Anschauung der eigenen Tugend beruht. Der Gedanke der Vervollkommnung als eigentlicher Zweck der Schöpfung ist Ideal des bildungshungrigen Jahrhunderts. Kleist greift das Ideal auf, das ohne die Idee der Fortsetzung des Lebens im Jenseits und der

wiederholten Erdenleben nicht zu denken ist, sieht dann dieses Ziel jedoch durch Kants erkenntnistheoretische Schriften in Frage gestellt. So lautet die gängige Deutung dessen, was die Germanistik »Kleists Kant-Krise« nennt. Schulz bestreitet, dass es diese Kant-Krise zu einem kalendarischen Zeitpunkt gegeben hat. Der Kontext des Briefes an Wilhelmine, in dem Kleist die Wirkungen, welche die Kantische Philosophie auf ihn hatte, beschreibt, lasse den Begriff Krise als unangemessen erscheinen. Eher diene die dramatische Darstellung dazu, der Braut plausibel darzustellen, dass er sich von der Philosophie, allgemein der Bildung, nicht mehr den Zugang zu wahren Glück erhoffe. –

Obwohl man Schulz an dieser Stelle Recht geben mag, sofern man seiner These von der (selbst)suggestiven und manipulierenden Kraft der Briefe Kleists bis hierher gefolgt ist, stellt sich am Ende doch die Frage, was der Biograph denn meint, wenn er behauptet, dass Kleists Leben und Dichten bewegt wird von der biblischen Frage des Pilatus: Was ist Wahrheit? – Ist Wahrheit ein Kunstgriff?

Jens Bisky, der andere Kleist-Biograph, kommt, den Begriff wörtlich nehmend, zu diesem Ergebnis, wenn er Kleists Sprache als die Herrin der Wahrheit ausmacht, insofern sie den Skeptizismus ebenso ablehne wie die Mystik, den »Besitzanspruch« des Begriffes ebenso wie den Verzicht auf Wahrheit. Wahrheit als Projekt sei ein nie enden wollendes poetisches Handwerk, ein Wettstreit zwischen Sprechendem und Zuhörern, sei die Rettung durch Sprache im Augenblick der Not. So sind auch für Bisky die Briefe Kleists Selbstinszenierungen, die man allerdings ernst nehmen müsse, da sie als Rollenentwürfe Macht über den Autor gewannen, insofern Kleist die Grenze zwischen Bühne und Wirklichkeit verwische. Für Kleist hatte die poetische Wahrheit auch im Leben Geltung, sie ermöglichte ihm, sich als Herr des eigenen Schicksals zu fühlen, da er sich immer im Reich der Schriften bewegte. Man könnte auch sagen: im Reich des Bewusstseins. Bisky kommt in manchen Formulierungen Kleist als dem Dichter der Bewusstseinsseele nahe. Und wie für Kleist – ganz im Sinne der Aufklärung – Mo-

ral und Verstand eines sind, so sind ihm auch die Ordnung der Dinge und die Beschaffenheit seiner Seele eins. Die Entsprechung von Mikro- und Makrokosmos klingt an. Laut Bisky habe Kleist seine Überzeugung, dass ein gleiches Gesetz über der physischen und moralischen Welt walte, aus den Vorlesungen des Christian Ernst Wünsch gewonnen, einem der originellsten Köpfe unter den Popularphilosophen der Aufklärung. Von Wünsch stamme auch das Bild einer Ordnung, die, stets im Begriff sich aufzulösen, sich dergestalt am Leben erhält. Sturz, Fall, Zusammenbruch sind Metaphern im Werk Kleists – aber nicht nur Gleichnisse als Mittel der Darstellung, sondern Formen der Erkenntnis.

Die Gewissheit von der Übereinstimmung zwischen Bildungsgang und Weltordnung geht allerdings mit der Kant-Krise verloren. Aber auch Bisky stellt die von Kleist in Briefen dramatisiert dargestellte Erschütterung durch Kants Erkenntniskritik in Frage, da die Begegnung mit dem kritischen Kant bei demjenigen, der die »neueste Philosophie« nach Frankreich bringen wollte, unwahrscheinlich spät erfolgt sein würde. Auch mache es staunen, dass Kleist den von der zeitgenössischen Philosophie angebotenen Schritt zur Überwindung der Erkenntniskritik, den Schritt von der Entwicklung des Individuums zur Entwicklung der Gattung, nicht habe mit vollziehen wollen. Selbstinszenierung also auch hier, »hinter den grünen Gläsern« des Verstandes, die aber dem Briefeschreiber, indem er im Schreiben seine Gedanken entwickelt, zu Bewusstsein bringt, dass er an der Selbstbestimmung des Individuums festhalten will, auch wenn ihm die unbedingte geistige Instanz, an der sich der Mensch ausrichten kann, zweifelhaft geworden ist. Kleist wird, so könnte man sagen, nicht aufhören, diesen inneren Dialog zwischen Ich und Ich zu führen. Als Dichter hat er den Zusammenbruch kaum einem seiner Helden erspart, sondern sie gezwungen, die Wahrheit zu suchen, als könnten sie sie finden. –

Jens Bisky, der mit seiner Autobiographie *Gebo-*
ren am 13. August sehr offen über seine Kind-

den beiden hier zu rezensierenden Autoren der jüngere und unbefangene im Umgang mit der deutschen Geistesgeschichte. Die Befürchtung, dass Bisky, der die Entdeckung seiner homosexuellen Neigungen im moralisch verklemmten DDR-Umfeld sensibel beschrieb, dem Dichter Heinrich von Kleist sich von dieser Seite her nähert und gar versucht, diesen zu vereinnahmen, hat sich als völlig grundlos erwiesen. Er beginnt seine Lebensbeschreibung mit dem von Kleist entlehnten Begriff »Wahnsinn der Freiheit« und endet damit, dass die Freisetzung des Individuums von allen Bindungen, die Kleist dichterisch gestaltet und persönlich durchlebt hat, allen Versöhnungsversuchen eine Absage erteile. Aber ob es wirklich diese konsequente Verweigerung ist, die Kleists Aktualität ausmacht? Ist Freiheit heute noch ohne ein »Wozu« denkbar? Ist es nicht eher so, dass hinter der vordergründigen Ablehnung von Versöhnung in Dialektik und Geschichtsphilosophie, dass in der rhetorischen Form der Hyperbel, die jede Vermittlung auszuschließen scheint, dass hinter Kleists »Ästhetik der Überwältigung« (Bisky) in der Form der zusammengezwungenen Extreme eine noch unbegriffene Wahrheit aufscheint, die der Leser ahnt, für die Kleist Bilder, aber keine Begriffe gefunden hat?

Obwohl die philosophischen Termini Wahrheit und Freiheit seltsam unbestimmt bleiben, darf zusammenfassend gesagt werden, dass sowohl Schulz wie auch Bisky eine Annäherung an Kleist gelingt; Schulz treu gemäß seinem Motto »The past is a foreign country: they do things differently there« (Leslie Poles Hartley) über eine mehr berichtende Darstellung, Bisky in einer deutenden Haltung, die auch das subjektive Interesse an dem Dichter in seiner Zeit immer wieder durchscheinen lässt – ein Interesse, das die Gegenwärtigkeit Kleists spiegelt.

Christl Kiewitz

CHRISTL KIEWITZ arbeitet an dem vom Arbeitsbereich Forschung der Anthroposophischen Gesellschaft in Deutschland geförderten Projekt »Die Koinzidenz als gestalterisches und erkenntnisgestaltendes Prinzip in den Werken Heinrich von Kleists«.

»Wandelbarkeit«

RUDOLF STEINER: **Selbstzeugnisse. Autobiographische Dokumente.** Rudolf Steiner Verlag, Dornach 2007. 145 Seiten. 10 EUR.

Als Ergänzung zu Rudolf Steiners Autobiographie *Mein Lebensgang* und zu seinen Briefen sind nun seine übrigen Selbstzeugnisse in einem kleinen Sammelband erschienen. Die sicherlich wichtigsten und umfangreichsten Dokumente darin, der autobiographische Vortrag über die Jahre 1861 bis 1893, vom 4.2.1913 und die sogenannten »Documents du Barr« vom 9.9.1907, verfasst für Eduard Schuré, sind aus früheren Veröffentlichungen bekannt. Da der Fragebogen, den Steiner 1892 in Weimar ausgefüllt hat, schon seit vielen Jahren als Faksimile im Umlauf ist und eine Vortragspassage vom 10.5.1914 dem Gesamtausgabe-Band *Unsere Toten* entnommen ist, dürften vor allem zwei autobiographische Fragmente und zwei Lebensläufe das nähere Interesse wecken. Aufgrund der ungenauen bibliographischen Angaben ist allerdings nicht ersichtlich, welche Texte hier erstmals veröffentlicht werden.

Die recht kurzen Dokumente bringen für den Leser, der mit dem »Lebensgang« und der Biographie Steiners vertraut ist, auf den ersten Blick kaum Neues. Ein undatiertes Fragment gibt auf wenigen Seiten Auskunft über Steiners Kindheit von 1861 bis 1868; ein weiteres, ebenfalls undatiert und noch kürzer, berichtet über die Studienzeit bis zur Gründung der Anthroposophischen Gesellschaft, 1879–1913. Ein Lebenslauf vom August 1891 ist eine Beilage zu Steiners Promotionsgesuch, ein anderer, vom November 1892, war für die Personalakte des Goethe-Archivs bestimmt. Stilistisch sind die Dokumente z.B. in Hinsicht auf die Erzählerspektive unterschiedlich. Mal spricht Steiner aus der Perspektive des »Ich«, mal berichtet er von sich in der dritten Person, von »Rudolf Steiner«. In dem autobiographischen Vortrag scheint er sich selbst gegenüber deutlich einen Außenstandpunkt einzunehmen. Er selbst ist zunächst »der Knabe«, dann »der Jüngling« oder auch »der, von dem hier die Rede ist.«

Auffällig ist ein mit *Vita* überschriebenes Fragment, das mit den Worten beginnt: »Ich, Rudolf Steiner, Sohn des ... Johann Steiner ...«

Auf den zweiten Blick weichen die Schriftstücke, je nachdem, für welchen Anlass sie gegeben wurden, inhaltlich voneinander ab; einzelne Werk-Phasen werden anders gewichtet, bzw. recht frei gehandhabt. So lesen wir z.B. in dem Lebenslauf für die Personalakte des Goethe-Archives, dass er zuerst in Wien philosophische Vorlesungen an der Universität besuchte, dann die naturwissenschaftlichen an der Technischen Hochschule und dann mit einer Abhandlung über *Die Grundlinien der Erkenntnistheorie* promovierte! Darauf, so Steiner, folgte die Herausgabe der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes. Das ist sowohl chronologisch als auch inhaltlich irritierend, weil Steiner bekanntermaßen Philosophie zusätzlich zu seinem Studium der Naturwissenschaften hörte und: mit welchen »Grundlinien« sollte er promoviert haben? Die im Jahre 1886 erschienene Schrift erwähnt er dann unter dem Titel *Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung*. War in diesem Zusammenhang also für Steiner wichtig, die Goethe-Arbeit erst dann in Angriff genommen zu haben, *nachdem* er sich erkenntnistheoretisch bzw. philosophisch profiliert hatte? Im weiteren zählt er nun Veröffentlichungen und Vorträge seiner Goethe-Forschung auf.

Ganz anders die Beilage zum Promotionsgesuch. Hier zählt er zuerst alle Fachrichtungen seines naturwissenschaftlichen Studiums auf und erwähnt dann, dass er in Philosophie »gleichzeitig hospitierte«. Er schreibt weiter: »Aus den mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien wurde ich in die Philosophie getrieben. Ich wurde philosophischer Schriftsteller. Meine Erfolge in diesem meinen Hauptfache beweisen meine schriftstellerischen Leistungen, deren ich mehrere hier beilege.« Verblüffend, in diesem Schreiben gibt es von ihm keine selbständige Goethe-Forschung! Lediglich auf Grund seiner schriftstellerischen Leistungen sei er mit der Herausgabe eines Teiles des naturwissenschaftlichen Nachlasses Goethes für die Weimarer Goethe-Ausgabe betraut.

Eine nochmals andere Gewichtung hat Steiner

in dem Fragment für die Zeit 1879 bis 1913 vorgenommen. Hier wird er durch die Philosophie zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften geführt und suchte, »von diesen ausgehend, den Kern der Goetheschen Weltanschauung zu durchdringen«. Die Goethe-Studien führten sodann zu der kommentierten Herausgabe der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes in Kürschners »Deutsche Nationalliteratur«. Daraus ergab sich für ihn die Notwendigkeit, die Goethesche Weltanschauung erkenntnistheoretisch zu begründen. Dadurch wurde er Mitarbeiter am Goethe-Archiv. Später folgte die Ausarbeitung der *Philosophie der Freiheit*. Hier sind Chronologie und Arbeitsfolgen stimmig und schlüssig. In diesem Dokument nun – womöglich für ein Lexikon erstellt – kann Steiner die Philosophie und Goethe miteinander in Einklang bringen. (Was war eine seiner Antworten auf dem Fragebogen: »Dein Temperament? *Wandelbarkeit.*«)

Der kleine Band ist für die Erforschung der Biographie Rudolf Steiners unentbehrlich und praktisch, weil man nun die Dinge beisammen hat. Die zahlreichen Anmerkungen sind nützlich; die vielen Querverweise auf weiterführende Quellen indes müssen noch erschlossen werden. So ist ohne einen fundierten Kommentar für mich z.B. das Barrer Dokument, in dem Steiner seinen esoterischen Werdegang darstellt, zwar ungemein beeindruckend, aber voller Rätsel.

Daniel Hartmann

Märchen im Gesamtwerk Rudolf Steiners

RUDOLF STEINER: **Die Welt der Märchen.** Ausgewählte Texte. Herausgegeben und kommentiert von Almut Bockemühl, Rudolf Steiner Verlag, Dornach 2006, 272 Seiten, 18 EUR.

Almut Bockemühl ist den Spuren des Märchens und des Märchenhaften im Gesamtwerk Rudolf Steiners nachgegangen und hat ausgewählte Texte zum Thema unter »biographisch-chronologischen Gesichtspunkten« in einem Sammelband vereint. Es werden die jeweiligen Leben-

sumstände Steiners beleuchtet, unter denen das Thema Märchen vor allem in seiner bildhaften Bewegungsgestalt für ihn wichtig wurde, um geistige Erkenntnisse in lebendiger Sprache und verständlicher Form zum Ausdruck zu bringen.

Die Auswahl enthält Vorträge Rudolf Steiners aus den Jahren 1907-1914, sowie Hinweise auf die Uraufführungen der Mysteriendramen. Die Herausgeberin hat ihre Kommentare dazu direkt in die Originaltexte eingefügt, was den Lese- und Gedankenfluss hin und wieder unterbricht, manchem Leser aber eine wichtige Lektürehilfe sein kann. Die Textauswahl beginnt mit Märchendeutungen Rudolf Steiners und erstreckt sich über Themen, die sich mit den Weisheiten in Mythen und Sagen, mit dem Rosenkruzertum und dem Gebrauch von Märchen in der Pädagogik auseinandersetzen.

Almut Bockemühl untersucht zunächst Steiners Interesse am Märchen als eine Möglichkeit, geistige Wahrheiten in imaginativer Form darzustellen und verweist in diesem Zusammenhang auf den Einfluss Goethes. Steiner hatte sich ja bereits in Weimar viele Jahre mit Goethes Naturstudien befasst, später dann, anlässlich des 150. Geburtstages Goethes, einen Aufsatz über dessen Märchen von der Grünen Schlange geschrieben. Und im Jahre 1910 wurde das erste Mysteriendrama als »eine Art Metamorphose des Goetheschen Märchens, sozusagen eine Übersetzung aus der rein bildhaften Ebene in die dramatische Darstellung eines in der Gegenwart sich vollziehenden Schulungsweges« (S.18) in München uraufgeführt.

Suchten nicht beide – Goethe wie Steiner – nach einer Möglichkeit, ihre geistigen Erkenntnisse in eine lebendige, irdische Sprache zu übersetzen? Das Übersetzen darf man hier durchaus wörtlich nehmen, denn es braucht einen guten Fährmann, der an beiden Ufern des Flusses gleichermaßen zu Hause ist, um das geistige Gut unversehrt und ohne Verlust von hier nach dort über den strömenden Fluss zu befördern. Dabei wird auch das seelische Leben angeregt und ein Bewusstsein dafür entwickelt, was ein Ätherleib ist.

Im Gesamtwerk Rudolf Steiners gibt es nur drei

Vorträge, in denen er sich direkt mit Märchen, ihren Weisheiten und deren Deutungen befasst. Sie stehen in zeitlicher Nähe zum sprachschöpferischen Umbruch Steiners, der sich im Jahre 1910 in seinem Vortragsstil vollzog. In jenem Jahr habe Steiner, so die Herausgeberin, durch das Vertiefen in die Stimmungen und Weisheiten der Märchen allmählich vom gedanklichen zu einem imaginativen Vortragsstil gefunden. Eine Chronologie der Vorträge Rudolf Steiners über Märchen sowie der Uraufführungen seiner Mysteriendramen schließen sich an. Den Abschluss der klug zusammengestellten Textauswahl bilden »Märchen in der Pädagogik« und der Hinweis auf Steiners Anspruch an den Erzieher, das Kind nicht begrifflich, sondern in Bildern zu belehren. »Das ist eine Wahrheit, die der Erziehende (...) ganz besonders ins Auge fassen muss. Er muss darauf sehen, dass der ganze Mensch ergriffen werden muss. Daher denken Sie von diesem Gesichtspunkte aus ans Legenden- und Märchenerzählen, und haben Sie ein richtiges Gefühl dafür, so dass Sie aus Ihrer eigenen Stimmung heraus dem Kinde Märchen erzählen, dann werden Sie so erzählen, dass das Kind etwas nachfühlt an dem Erzählten im ganzen Leibe.« (S. 207) Dieser leibliche Aspekt, wird heute oft unterschätzt. Es ist daher erfreulich, dass gute Märchenerzähler wieder sehr gefragt sind, übrigens auch von Erwachsenen. Ohne Märchen wird es keine Pädagogik der Zukunft geben.

Karin Haferland

Begegnungen in der Linie

WOLFGANG ZUMDICK (HG.): **Joseph Beuys – Rudolf Steiner. Zeichnungen – Entwürfe – Skizzen**, mit Beiträgen von Franz Joseph van der Grinten, Walter Kugler und Wolfgang Zumdick. Pforte Verlag, Dornach 2007, 131 Seiten, 19 EUR.

Im Sommer dieses Jahres, während des Kongresses »Ursache Zukunft«, fand in den Räumen des Rudolf Steiner-Archivs in Dornach – in Kooperation mit dem Goetheanum – die Ausstellung »Joseph Beuys – Rudolf Steiner.

Zeichnungen – Entwürfe – Skizzen« statt. Zu dieser Ausstellung ist ein Katalog erschienen, der nicht zuletzt aufgrund der hohen Qualität der Drucke auch für sich spricht.

In den begleitenden Texten geht es immer wieder um Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden Künstler: Steiner macht in seinen Zeichnungen und Entwürfen die Ergebnisse seines Schauens und Denkens sinnlich anschaulich – ohne einen eigenständigen künstlerischen Anspruch zu erheben. »Unter Verwendung von Tinten-, Farb- und Bleistiften hat Steiner in immer neuen Variationen die verschiedensten Vorgänge innerhalb der Sphäre des Geistigen in eine Formensprache transkribiert, durch die die Grenze zwischen intuitiver Erkenntnis, zwischen Sehertum und künstlerischer Gestaltung permanent überschritten und zugleich neu gesetzt werden« (Kugler). In Bezug auf alte Einweihungsschulen beschreibt Steiner, dass »die Linie, wenn sie eine ganz bestimmte Gesetzmäßigkeit hatte, so wirkte, dass sie dem Menschen große Weltengeheimnisse beibringen konnte« (Steiner bei Kugler). Währenddessen konkretisiert bei Beuys »die Linie das Denken selbst: Denken als einen kreativen Vorgang im Zuge seines Sich-Entwickelns. Das Denken wird sichtbar, man sieht das Denken selbst« (van der Grinten). Das Nachziehen von Körperlinien ist für ihn »ein Versuch, das ganze Gebilde ätherisch zu machen ... es transparent und durchsichtig zu machen. Zum Leben zu bringen ... Ich hatte ... ein großes Interesse, dass Zeichnungen nicht sichtbar sind. ... Ja, dass sie sich wieder auflösen« (Beuys bei Zumdick).

So von zwei ganz verschiedenen Seiten kommend, begegnen sie sich doch sehr unmittelbar: Beiden geht es um Verwandlung, um Substanzumwandlung. Gerade darin sieht Beuys den plastischen Prozess. Und Steiner erweitert die Tätigkeit des Plastikers von Seiten des peripheren Raumes her: Dadurch, »dass ein Wesen gestaltet wird von der Peripherie des Weltenalls hinein, dadurch wird ihm aufgedrückt dasjenige, was nach der Urbedeutung des Wortes Schönheit ist. Schönheit ist nämlich der Abdruck des Kosmos ... in einem physischen Erdenwesen« (Steiner bei Kugler). Beide stellen, so Kugler, »die Ver-

bindungs- und Trennlinien zwischen Geist und Materie, Stoff und Form, Sinnlichem und Nicht-sinnlichem aufzuspüren und mal begrifflich zu benennen, mal künstlerisch« dar. Walter Kugler weist in seinem Beitrag auch darauf hin, wie viele besonders der frühen Zeichnungen von Beuys oft sehr direkt auf entsprechende Darstellungen von Steiner in Wort und Bild bezogen sind, was oft übersehen wird.

Sind Steiners Zeichnungen meist im Zusammenhang mit und zur Veranschaulichung von seinen geisteswissenschaftlichen Darstellungen entstanden, so stehen die frühen Zeichnungen von Beuys, um die es hier vor allem geht, in Verbindung mit einer krisenhaften biographischen Situation, worauf Zumdick an den (Selbst-)Porträts »Mann im Gestein« und »An Rimbaud« aufmerksam macht. »Er verzweifelt an der Kälte, die ihm von außen und der Antriebslosigkeit, die ihm von innen entgegenschlägt.« Doch er zerbricht nicht, sondern rettet sich durch eine »innere Revolution«, die ihn aus der Auflösung wieder zur Welt kommen lässt. »Er stellt fest, dass gerade in diesem »auf die Welt zugehen« die Heilungskräfte lagen, derer er zur Genesung bedurfte. Die ätherische Substanz, nach der er in den frühen Zeichnungen suchte, wird mit einem Male fast physisch real« (Zumdick).

Dies alles ist an den Zeichnungen auch tatsächlich erlebbar, die von großer Intimität ebenso wie von Intensität zeugen und den Betrachter ganz nahe an den jeweiligen Schöpfungsprozess heranführen. Die Beuys-Zeichnungen sind oft von geradezu ätherischer Zartheit und Schönheit, dabei aber immer erstaunlich konkret am eigenen inneren Prozess. Steiners Entwürfe und zeichnerischen Notate sind viel direkter in der Veranschaulichung geistiger Vorgänge, wirken dabei manchmal nahezu kindlich und entziehen sich gerade dadurch jedem illustrativen Moment. Selbst die Prozesse erläuternden Wirbel u.ä. Gebilde und die Verhältnisse und Ordnungen andeutenden Schemata sind durchlässig für innere und äußere Bewegungen.

Das Spätwerk von Beuys wird in dem von Wolfgang Zumdick als Kurator der Ausstellung klug konzipierten Katalog durch einige multiple Objekte repräsentiert, die auf den ersten Blick

vielleicht in ihrer Simplizität schockieren, die aber das »Rätsel im plastischen Prozess« ebenso offenbaren wie das plastischer Werk Steiners (vgl. Roland Halfens Artikel zu diesem Thema in DIE DREI 5/2007). *Stephan Stockmar*

Bilder unsichtbarer Leben

SHELLEY SACKS: **Exchange Values. Images of Invisible Lives.** Mit Texten von Bodo von Plato, Shelley Sacks und Wolfgang Zumdick. FIU-Verlag Wangen (Allgäu), deutsch/englisch, 60 Seiten, 16 EUR.

Nummern: A320129, D510182, S0600231, ... insgesamt zwanzig: zwanzig Bananenkisten, zwanzig Leben. *Exchange Values – Images of Invisible Lives* ein Projekt, das das Wesen der Sozialen Skulptur in seiner weiblichen Form offenbart. Gelebt und gestaltet von der Künstlerin Shelley Sacks reist diese feinfühlig wie kraftvolle Installation um die Welt. Im Sommer 2007 war sie im Goetheanum (Dornach, Schweiz) im Rahmen der Initiative »Ursache Zukunft« zu erleben. Ein Werk im Sinne des Erweiterten Kunstbegriffes, ein Raum in dem Begegnung und Begreifen einen Bewusstseinsprung ermöglichen.

Eine Banane gerade erst gegriffen, ihr Fleisch noch kauend, wandert ihre Schale achtlos in den Müllbehälter. Hundert Mal in einem Jahr. Bedenkenlos. Jeder macht es so – außer Shelley Sacks. Sie sammelte und trocknete jede einzelne Bananenschale über Jahre. »Nicht zu einem bestimmten Zweck, sondern weil es mir schwer fiel, sie wegzuworfen.« Hunderte getrocknete Bananenschalen fanden zueinander. Schließlich fielen der Künstlerin die Nummern auf den Bananenkisten ins Auge, die Farmer-Kennziffern, welche für einen logistisch einwandfreien weltweiten Transport der Bananen in die Lebensmittelmärkte zum Verbraucher sorgten. Nummern, die Shelley Sacks zurückverfolgte. Endlich stand sie vor den Behausungen der Bananenproduzenten. Nun hatten die Nummern ein Gesicht, waren Schicksal und

Mensch geworden. Shelley Sacks gab ihnen Stimme und zeichnete ihre Lebensgesichten auf Tonband auf. Im Laufe der Zeit entstand aus den getrockneten Bananenschalen und den Stimmen der Farmer ihre Installation *Exchange Values*, wurde beispielsweise aus der Nummer A320129 Etheldred Andrews, eine Stimme, ein ganzes Leben.

Der Katalog entstand parallel zur gleichnamigen Ausstellung im Goetheanum und hält die Wirkkraft der Installation und die Auseinandersetzung mit ihr fest. Das Büchlein skizziert einfühlsam die Entstehungsgeschichte von *Exchange Values* und seine Bedeutung für das heutige Verständnis einer Sozialen Kunst. Shelley Sacks: »Obgleich im Zentrum von *Exchange Values* offenkundig viele umweltbezogene, soziale und politische Fragen stehen, handelt es sich hier nicht primär um eine informative, dokumentarische Arbeit. Auch ist dies nicht einfach ein Kunstwerk, das soziale und umweltbezogene Themen behandelt. Für mich ist *Exchange Values* jene Soziale Skulptur, die den schöpferischen Prozess aus dem Kunstbetrieb heraushebt in einen Bereich, in dem wir alle die Möglichkeit haben, Künstler zu werden: Soziale Künstler, die unsere Welt gestalten.«

Dem kleinformatigen Katalog beigefügt ist eine CD, die die Lebensgeschichten der Farmer – auf denen dieses Projekt fußt – enthält, einlädt zur Besinnung und Vergegenwärtigung auch außerhalb der Installation. Schlicht und einfach ist sie eine Einladung, dem Leben neue Achtsamkeit zu schenken und in ihm selbst gestalterisch tätig zu sein. *Edda Dietrich*

Franz Marc total

FRANZ MARC: **Werke, Briefe und Schriften.** Digitale Bibliothek Bd. 155, Directmedia Publishing, Berlin 2007. Empf. Verkaufspreis: 30 EUR.

Franz Marc ist einer der großen Maler der klassischen Moderne – Expressionist und zusammen mit Kandinsky Begründer des Blauen Reiters. Ja, man kann geradezu sagen, er ist der Blaue Reiter. Denn keiner war mit Pferden

und anderen Tieren so verbunden wie Franz Marc, keineswegs bloß malend. Und er war auch die Seele dieser losen Künstlergruppe um den gleichnamigen Almanach. Sein 1913 entstandenes Hauptwerk »Der Turm der blauen Pferde« während des Dritten Reiches verschollen – wurde zur Ikone des geistigen Aufbruchs zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Und kein Maler seiner Zeit hat eine solche Popularität gewonnen wie Franz Marc. Drucke und Postkarten seiner stark farbigen Tierbilder fanden sich nach seinem frühen Tod 1916 – er fiel sechsunddreißigjährig reitend vor Verdun – in fast jedem deutschen Haushalt. Dabei war Franz Marc, der sich erst langsam zur »Wesensform« und »Wesensfarbe« (Klaus Lankheit) durchgerungen hat, gar kein Tiermaler im üblichen Sinne. Er löste sich fast vollständig von der Gegenstandsfarbe und malte seine Pferde in leuchtendem Rot, Gelb oder Blau, während die Umgebung häufig in Komplementärfarben erscheint. Auch folgen seine Kompositionen oft dem Aufbau religiöser Bilder, nur dass sich an Stelle der Mitglieder der Heiligen Familie Tiere befinden ... Den Menschen wollte er nicht malen, denn er erschien ihm als unrein. Und wenn er ihn doch malte, so meist schlafend und träumend.

Franz Marcs innere Entwicklung lässt sich anhand zahlreicher Briefe verfolgen, die sich in erster Linie an seine Frau Maria und an die Künstler August Macke, Wassily Kandinsky und Else Lasker-Schüler richten. Insbesondere seine »Briefe aus dem Felde« sind populär geworden. Dazu kommen eine Reihe kleinerer, aber bedeutender kunsttheoretischer Schriften, mit denen er für den Aufbruch zu neuen Ufern kämpft. Dort heißt es z.B. über die neuen »Wilden« in Deutschland, im Unterschied zu den Impressionisten und ihren Nachfolgern: »Ihr Denken hat ein anderes Ziel: Durch ihre Arbeit ihrer Zeit *Symbole* zu schaffen, die auf die Altäre der kommenden geistigen Religion gehören und hinter denen der technische Erzeuger verschwindet.« Nun sind Franz Marcs Werke, Briefe und Schriften auch in elektronischer Form zugänglich: Band 155 der Digitalen Bibliothek enthält Abbildungen von über 300 Werken des Künstlers in jeweils drei verschiedenen Auflösungen.

Die Briefe und Schriften sind den verschiedenen Sammlungen entnommen, die zum größten Teil als Print-Ausgaben gar nicht mehr verfügbar sind. Durch die bewährten Suchfunktionen der Digitalen Bibliothek (so können z.B. die insgesamt 560 Abbildungen nicht nur nach Titel, sondern auch nach Entstehungsjahr oder Technik gesucht werden) liegt mit dieser Ausgabe ein wertvolles Arbeitsmaterial vor, nicht nur für den Fachmann. Die Texte können kopiert und die Bilder exportiert werden.

Stephan Stockmar

Gorz: Brief an D.

ANDRÉ GORZ: **Brief an D. Geschichte einer Liebe.** Rotpunktverlag, Zürich 2007, 100 Seiten, 15,00 EUR.

Am Ende steht ein Wunsch: »Jeder von uns möchte den anderen nicht überleben müssen. Oft haben wir uns gesagt, dass wir, sollten wir wundersamerweise ein zweites Leben haben, es zusammen verbringen möchten.« Dies sind die letzten Zeilen aus dem *Brief an D.*, einem Liebesbrief, den der französische Journalist und Sozialphilosoph André Gorz seiner Frau Dorine geschrieben hat.

Ein zweites Leben haben. Nicht den andern überleben müssen. Diese Worte klingen nach wie das hallende Echo eines doppelten Vermächtnisses: an die Geliebte einerseits und an die Nachwelt andererseits. Denn diese Zeilen sind nicht nur die letzten der ergreifenden Liebeserklärung eines älteren Mannes, es sind auch die letzten des bedeutenden Schriftstellers André Gorz geworden. Am 22. September 2007 haben sich der 84jährige Autor und seine schwer kranke 83jährige Frau Dorine gemeinsam in ihrem Häuschen in der Region Champagne-Ardenne das Leben genommen. Nicht aus Verzweiflung oder Zerrissenheit, wie in diversen posthumen Würdigungen zu betonen versucht wurde, sondern aus Liebe. Aus dem Willen, eben nicht den andern überleben zu müssen.

Freitod aus Freiheit? Der Tod und die Liebe seien einander in ihrer Absolutheit verwandt,

hatte Gorz noch unlängst zu Protokoll gegeben. Dass damit kein postmodernes Wortspiel gemeint war, das sich am Klang von *l'amour* und *la mort* delectiert, wird spätestens jetzt klar. Vielmehr steht der Mensch hier als direkter Einflussnehmer auf das Entstehen von Leben und Tod zur Diskussion. Der Mensch, der sich immer mehr zum ›Geber‹ und ›Nehmer‹ aufschwingt. Für diese Debatte liefert auch der Fall Gorz Gesprächsstoff, denn er zeigt: Die Entscheidung trifft letztlich jeder selbst.

Gorz hat in seinem Leben oft entscheiden müssen. Geboren 1923 in Wien als österreichischer Jude verbrachte er den Zweiten Weltkrieg im schweizerischen Exil. Nach Kriegende ließ er sich in Paris nieder, wo er mit Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir zusammen an der Zeitschrift *Les Temps modernes* arbeitete. Außerdem war er Redakteur bei *L'Express* und später bei der Wochenzeitung *Le Nouvel Observateur*, die er 1964 mit gründete. Durch seine Publikationen avancierte Gorz zu einem intellektuellen Wegbereiter der politischen Ökologie und zu einem bedeutenden Theoretiker der postindustriellen Arbeitsgesellschaft. Die Frage der Arbeit – Befreiung von der Arbeit, gerechte Verteilung der Arbeit, Entfremdung in der Arbeit – sowie die Phänomene der Wissensökonomie waren zentrale Themen des undogmatisch marxistisch geprägten Wahlfranzosen, der sich auch engagiert für ein Grundeinkommen aussprach.

Doch zurück zum Wesentlichen. Und dieses war für ihn – so beteuert Gorz inständig – D. Diese junge, auf ihn so souverän und bezaubernd wirkende, rothaarige Engländerin Dorine, die er am 23. Oktober 1947 in Lausanne auf verschneiter Straße fragte, ob sie mit ihm tanzen gehen wolle, die antwortete: »why not« und mit der er bald darauf einen »Pakt fürs Leben« schloss. Mit der er nach Paris zog, später dann aufs Land, und die ihn bei seiner Arbeit unterstützte, wo sie konnte. Die sagte, einen Schriftsteller lieben hieße zu lieben, dass er schreibt: »Also schreib!«

Wie Gorz diese Geschichte erzählt, ergreift und bewegt. Es ist nicht die Geschichte einer gescheiterten Liebe, doch durchaus auch die Ge-

schichte eines Scheiterns. Denn Gorz schreibt anfangs, den *coup de foudre*, der ihm mit der rothaarigen Schönheit in Lausanne widerfuhr, eigentlich kaum in Einklang mit seiner Arbeit gebracht zu haben: »Warum nur bist Du in all dem, was ich geschrieben habe, so wenig präsent, während doch unsere Verbindung das Wichtigste in meinem Leben gewesen ist?«

Von dieser Wichtigkeit kann sich nun jeder Leser selbst überzeugen. Der Brief, zwischen März und Juni 2006 entstanden, war ursprünglich nur für einige Weggefährten des Paares gedacht. Doch von denen wurde Gorz schließlich dazu bewogen, ihn zu veröffentlichen. Nun ist er zweierlei: Liebesbrief und Abschiedsbrief. Eine Meditation über zwei Menschen, die ihre Liebe lernen mussten und sich dabei ihre Existenz und ihren Platz in der Welt erschufen. Immer wieder. Immer neu.

Am Ende steht ein Wunsch: »Jeder von uns möchte den anderen nicht überleben müssen. Oft haben wir uns gesagt, dass wir, sollten wir wundersamerweise ein zweites Leben haben, es zusammen verbringen möchten.«

Philip Kovce

Sexualkunde als Menschenkunde

BART MARIS/MICHAEL ZECH (Hg.): **Sexualkunde in der Waldorfpädagogik**. DRUCKtuell, Gerlingen 2006. 323 Seiten, 31 EUR.

In der ersten Waldorfschule in Stuttgart stand Sexualkunde noch nicht auf dem Lehrplan. Aber die Zeiten haben sich geändert. Trotz Liberalisierung der Sexualität und überall zugänglicher Informationsquellen sind 80 Prozent der 18-Jährigen nicht umfassend aufgeklärt. Die Zahl der Abtreibungen bei Jugendlichen unter 18 hat in den letzten 10 Jahren – entgegen dem allgemeinen Trend – deutlich zugenommen (nur ein Drittel der Schwangerschaften wird ausgetragen). Es scheint also mehr als genügend Gründe zu geben, sich auch an Waldorfschulen Gedanken über Sexualkunde im Unterricht zu machen.

Die Ärzte Bartholomeus Maris und Nicola Fels ergriffen 2002 auf der Kolisko-Tagung in Finnland die Initiative. Die von ihnen angestoßene Diskussion über dieses Thema wurde 2003 seitens der Forschungsstelle des Bundes der Freien Waldorfschulen aufgegriffen. Die Arbeit einer sich über zwei Jahre regelmäßig treffenden Gruppe von Ärzten, Lehrern und Elternvertretern schlägt sich unter anderem in dem hier zu besprechenden Werk nieder. Achtzehn Autoren (im Autorenregister fehlen 3) haben dazu ganz unterschiedliche, sich teilweise sogar widersprechende Beiträge geliefert. »Ein pluralistisches Sammelwerk« ist entstanden. Obwohl das sicherlich sowohl der (Waldorf-)pädagogischen Realität wie auch der Thematik angemessen ist, könnte man sich wünschen, dass die Autoren sich noch mehr auf einander bezogen hätten und mehr Auseinandersetzung entstanden wäre. Das bleibt jetzt weitgehend dem Leser selbst überlassen – was auch sein Gutes hat. Es wäre fatal, in diesem praktischen Bereich, in dem es vor allem auf individuelle und situative Beobachtung und Urteilsbildung ankommt, allgemeine Vorschriften zu formulieren, etwa im Sinne eines Lehrplans – von Dogmatik ganz zu schweigen.

Der Band besteht aus drei Teilen (plus weiterführenden Literaturangaben und Empfehlungen von Lesebüchern für Kinder und Jugendliche). Zunächst werden die menschenkundlichen Grundlagen des Themas aus kultureller und zeitgeschichtlicher Perspektive geschildert. Im zweiten (und längsten) Teil werden die Fragen der eigentlichen schulpädagogischen Praxis behandelt. Wunderbare Beispiele werden gegeben, wie viele Aspekte und Elemente des thematischen Bereichs indirekt in der gängigen waldorfpädagogischen Praxis ab dem Kindergartenalter integriert sind, und Berichte von sorgfältigen Versuchen werden geschildert, die Thematik in der Klassenlehrerzeit und Oberstufe direkter anzusprechen. Man mag bedauern, dass man auf andere Weise »aufgeklärt« wurde. Dies alles findet statt vor dem Hintergrund des »Lehrplans« der Waldorfschule. Vielleicht wäre es besser gewesen (in der Formulierung von Überschriften zum Beispiel), weniger den

Lehrplan hervorzuheben und noch direkter den Blick auf die altersspezifische Entwicklungssituation der Kinder und Jugendlichen zu lenken. In den Beiträgen selbst wird klargestellt, dass »Lehrpläne« nur »Orientierungshilfen sind, aber keinen bindenden Charakter in der Weise haben (dürfen), dass die notwendigen pädagogischen Schritte nicht mehr am jeweils gegenwärtigen seelischen Befinden einer Klassengemeinschaft abgelesen werden können.« Auf einer noch tieferen Ebene ist der wirkliche Hintergrund dieser situativen und individuellen Bemühungen in der nicht aufhörenden Bestrebung zu suchen, die menschenkundlichen Grundlagen der pädagogischen Tätigkeit zu durchdringen. Diese Bestrebung ist durchzogen von dem Versuch, die Zeitphänomene – auch als menschenkundliche Veränderungen, Verschiebungen, Spezifizierungen u.ä. – zu verstehen und praktisch zu berücksichtigen. Der dritte Teil behandelt drängende Fragen aus der Beratungspraxis: zum Beispiel die Pille, Abtreibung, vorgeburtliche Diagnostik, Homosexualität, sexueller Missbrauch und sexuell übertragbare Infektionskrankheiten betreffend. Er zeigt die Bedeutung des schulärztlichen Beitrags zur Waldorfschule – der auch Rudolf Steiner wichtig war.

Durch den menschenkundlichen Hintergrund wird sehr deutlich, wie Schule mehr umfasst als Unterricht im Sinne von Wissensvermittlung oder Fertigkeitentraining und Prüfungsvorbereitung. Dass Unterrichten zugleich Erziehung sein kann (und muss), und dass Erziehen Heilen impliziert – heute mehr denn je – geht aus vielen Beiträgen überzeugend hervor.

Das Aufleuchten der menschenkundlichen Grundlagen der Waldorfpädagogik in diesem Buch wirft allerdings die Frage auf, wie diese sich zur anthroposophischen Geisteswissenschaft verhält und wie ihre Zukunftschancen dabei aussehen. Natürlich wird an Waldorfschulen keine »Anthroposophie gelehrt«. Und ganz sicher ist es nicht das Ziel der Waldorfschulen, »Anthroposophen auszubilden«. Aber gerade an den Themen der Sexualkunde, die soviel seelisches Feingefühl und geistige Offenheit erfordern, zeigt sich der unendliche Wert und der spezifische Beitrag, das eigene »Profil«

der Waldorfpädagogik mit ihrer Menschenbeachtung nach Leib, Seele und Geist. Wenn diese sich so unverhüllt zeigt, entsteht die etwas bange Frage, was geschehen könnte, wenn ein biologisch-materialistisches Weltverhältnis und Wissenschaftsverständnis sich noch weiter bis in die Gesellschaftsgestaltung und staatlichen Regelungen hinein durchsetzen. Den Waldorfschulen fällt daher die bedeutende Aufgabe zu, durch zwischenmenschliche und künstlerische Erlebnisse und Beobachtungen an den Phänomenen in der jeweils aufwachsenden Generation ein Gefühl für das Mysterium des Menschseins und -werdens zu wecken bzw. zu stärken, das zumindest in der Fragehaltung bis ins Erwachsenenalter hinübergerettet werden kann. Aber damit nicht genug. »Aufklärung« ist keine ausschließliche Sache der Schule. Wie stehen die Eltern dazu? Das Buch ist durchzogen von einem dialogischen Geist. Es macht unmissverständlich deutlich, dass die Thematik den sorgfältigen und kontinuierlichen Dialog mit den Eltern erfordert, bis in die Entschei-

dungsfindung und das Handeln hinein. Das ist wohl kaum ohne eine gemeinsame Bemühung um grundlegende menschenkundliche Fragen möglich. Hierin liegt ein Kulturauftrag der Waldorfschulen, der weit über das Unterrichten der Schüler hinausgeht. Er führt unweigerlich auch in eine gesellschaftliche Debatte über die Erkenntnismethoden der Human- und Kulturwissenschaften.

Wenn also gefragt wird, für wen das Buch geschrieben ist, dann muss man natürlich sagen: für Lehrer, Kollegen an den Waldorfschulen, Schulärzte und Auszubildende. Aber man wird sich auch viele Eltern als Leser wünschen. Könnte das Buch nicht ein hilfreiches Instrument sein, z.B. für Elternabende? Mehr noch: Könnte das Buch nicht trotz oder gerade wegen der besonderen Spezifität seiner Thematik als Einführung in die Waldorfpädagogik Verwendung finden? Ein exemplarischer Zugang kann manchmal anregender sein als eine allgemeinprinzipielle Darstellung des Ganzen.

Rudy Vandercruysse